

I. Akademischer Narrativ: Glaube und Bildung - Bildung und Glaube

TL: Lieber Prof. Söding, ganz herzlichen Dank für Ihre Bereitschaft zu diesem Interview. Sie zeigt, dass Sie sich auch durch widrige Umstände nicht davon abhalten lassen, Zeugnis von Ihren biblischen Entdeckungen zu geben.

Unser Gesprächsthema haben Sie spätestens seit Ihrer Übernahme des Lehrstuhl für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum vor fast 10 Jahren verfolgt und mit intensiver Forschungsarbeit bewährt. Neben einer ganzen Reihe weiterer Publikationen zum Thema haben Sie 2016 mit Ihrem Buch „Das Christentum als Bildungsreligion. Der Impuls des Neuen Testaments“ Ihre Einsichten resümiert und vor allem auf zwei wichtige Felder kirchlichen Bildungshandelns bezogen: Katechese und Religionsunterricht. Ich habe das Buch mit Begeisterung gelesen und Ihnen aber zugleich ein Desiderat entgegengehalten. Denn man findet kaum explizit Bezugnahmen zu einem dritten großen Bereich kirchlichen Bildungshandelns: der Erwachsenen- und Familienbildung. Als ich Sie einlud, dies bei unserem Jahresempfang zu ergänzen, haben Sie sofort zugestimmt. Das zeigt, dass Sie Ihr Werk nicht als abgeschlossen ansehen und das Gespräch zwischen Exegese und Pädagogik weiter suchen.

Ich glaube, dass man Ihr Forschungsanliegen am besten versteht, wenn man einen kleinen Einblick in Ihren persönlichen Bildungsweg als Schüler, Student, Lehrer, Familienvater, kirchlicher Berater bekommt. Würden Sie uns etwas davon erzählen?

TS: Glauben Sie nur nicht, dass ich mich für die Bildungsthematik interessiert hätte, weil ich mich selbst für besonders gebildet hielte.

Es gab einen äußeren Grund: Bevor ich der Ruhr-Universität zugesagt habe, den Lehrstuhl Neues Testament zu übernehmen, habe ich zwei Gespräche geführt: eines mit dem damaligen Bischof von Essen und eines mit dem damaligen Rektor. Beide erzählten mir von verschiedenen Seiten aus denselben Gründungsmythos der RUB: Arbeiterkindern Bildungschancen zu geben, ein Postulat der christlichen Soziallehre ebenso wie demokratischer Bildungspolitik. Diese Übereinstimmung hat mich beeindruckt; deshalb habe ich mich in die Thematik eingearbeitet – und bin noch nicht fertig damit.

Geboren bin ich in Hannover, das ist die etwas kleinere Landeshauptstadt etwas weiter nördlich und östlich – mit einem Erstligaklub, der sich darauf freut, ab der nächsten Saison Jahr für Jahr die Fortuna an der Leine willkommen zu heißen. Dort habe ich das altherwürdige Ratsgymnasium besucht (das inzwischen abgewickelt ist); weil mein Vater, selbst Lehrer, die Leitung des dortigen Gymnasiums übernommen hatte, habe ich Abitur in Bad Harzburg gemacht, hart an der damaligen innerdeutschen Grenze – und dort meine Frau kennengelernt, deren Einfluss auf meine Bildung weit größer ist als der des Studiums. Ich bin von Niedersachsen aus nach Münster gegangen, weil ich nicht nur Katholische Theologie, sondern um meiner Unabhängigkeit willen auch Germanistik und Geschichte studiert habe. Ich gebe zu: das sind klassische Bildungsfächer. Aber mein Vater hat Mathematik und Physik unterrichtet und mich immer davor gewarnt, auf dem naturwissenschaftlichen Auge blind zu sein. Wir haben drei Kinder. Alle mit NRW-Abitur, am Gymnasium Paulinum. Auch die elterliche Begleitung ist ein Bildungserlebnis. Ich sage es so: In Latein war ich nie so gut wie kurz dem Abi unseres Jüngsten.

TL: Sie treten für die strittige These ein, dass das Christentum Bildungsreligion sei. Das muss man erklären, wenn man nicht gleich eine bloße Apologie für kirchliche Aktivitäten dahinter zu befürchten

sieht. Sie gehen tiefgründiger vor. Wie sehen Sie das Verhältnis von Glaube und Bildung bzw. Bildung und Glaube?

TS: Sie haben Recht: Mit Apologie ist niemandem gedient. Mit falscher Bescheidenheit aber auch nicht. Ich habe mindestens zwei Trumpfkarten, um das Spiel zu wagen.

Erstens ist die Bildungsgeschichte Europas und weiter Teile der Welt ohne das Christentum gar nicht vorstellbar. Ja, im Mittelalter gab es keine breite Volksbildung; aber wenn Männer und Frauen an Bildungsressourcen gekommen sind, dann über die Klöster. 2009 war in Essen auf Zollverein die Ausstellung „Gold auf Schwarz“. Da wurde eine Fibel für Mädchen gezeigt, die im alten Stift Essen eingeschult wurden. Diese Fibel hatte 1000 Seiten – nicht nur Strickmuster und Kochrezepte, sondern Philosophie und Theologie, Astronomie und Geographie, Mathematik und Latein, Musik, Literatur und Kunst. Man stelle sich heute ein 1000-Seiten Buch als Begrüßungsgeschenk bei der Einschulung vor ... Freilich: Das war Bildung nur für die *upper ten*. Aber es zeigt schlaglichtartig, worauf – im eng begrenzten Rahmen einer untergegangenen Zeit – der Fokus gerichtet war.

Mein zweiter Joker ist das Wort Bildung selbst. Es ist ein genuin christliches Wort. Man kann es gar nicht so leicht in andere Sprache übersetzen. Education/education – Erziehung – ist nicht dasselbe wie Bildung, Meister Eckardt hat das Wort geprägt, der mittelalterliche Theologe und Mystiker – und zwar in der Auslegung des Zweiten Korintherbriefes, den der Apostel Paulus geschrieben hat. Meister Eckardt nimmt das Bild aus der Handwerkersprache, aber er gibt ihm eine eigene Dynamik. Paulus beschreibt, wie sich das Selbstbild eines Menschen verändert, wenn er sich von Gott angeschaut weiß – mit den Augen des Menschen Jesus von Nazareth. Der Eindruck kommt von außen; aber die Bewegung ereignet sich innen. Bildung ist mehr als Lernen. In der Auseinandersetzung mit etwas oder jemand anderem bleibe ich nicht, der ich bin, sondern verändere mich. Wenn diese Begegnung gut ist, wachse ich an ihr und in ihr. Diese genuin religiöse Entdeckung gilt nicht nur für die Gottesbeziehung, sondern für jedes Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen. Durch Bildung entsteht Freiheit – und Freiheit findet ihr Ethos durch Bildung. Die Bibel hat dafür ein schönes Wort: Herzensbildung.

[Musikalisches Intermezzo]

TL: Besonders schwierig scheint es im heutigen säkularen Kontext, die Rolle der Religion im Bildungshandeln so zu begründen, dass nicht gleich wieder das politische Interesse zur Erhaltung kirchlichen Einflusses unterstellt wird. Wo liegen aus Ihrer Sicht die Beschwerneisse für den Dialog um Glaube und Bildung?

TS: Wir haben bis jetzt über Möglichkeiten, über Herausforderungen und Aufgaben geredet. Wir müssen auch über Probleme sprechen. Tatsächlich formuliert der Bildungshumanismus, der im 19. Jh. aufkommt, nicht zuletzt mit Wilhelm von Humboldt, eine programmatische Absage an die Bildungsmacht der Kirchen im Staat und, mehr noch, die Konsequenz einer Anthropologie, die Gott als Fremdkörper wahrnimmt und Religion als Fremdbestimmung ansieht. Diese Weichenstellung ist folgenreich. Sie führt nicht nur zur Emanzipation des säkularen Bildungssystems, sondern sieht die Kirche, besonders die katholische, immer wieder in der Schmollecke des Weltgeistes – nach dem Motto: Wir haben zwar Recht, aber die böse Welt gibt uns nicht Recht.

Diese Entwicklung ist fatal, für die Kirche, aber auch für die Gesellschaft. Wie ist sie entstanden? Ich wage wieder zwei Großthesen, ohne sie hinreichend differenziert begründen zu können.

Die katholische Kirche hat im 19. Jh. vor allem auf eine Ertüchtigung christlicher Moral gesetzt, besonders engagiert im 6. Gebot. Gott erscheint dann in erster Linie als Gesetzgeber, als Kontrollfreak und Richter. Die katholische Kirche selbst bewegte sich in eine anti-demokratische, anti-aufklärerische, anti-modernistische Richtung. Es ist klar, dass fortschrittliche Kräfte dagegen ansetzen mussten.

Die evangelische Kirche (ich muss mit der Kritik sehr vorsichtig sein) machte es nicht unbedingt besser. Mit der Liebe zur Demokratie ist es vor 1918 nicht weit her. Vor allem aber vertritt sie das Konzept einer *gratia aliena*, eine fremden Gnade, die das Subjekt – *simul justus et peccator* – im Blick auf sich selbst stets nur als Sünder und allein im Blick auf Gott als Gerechten sieht. Das klingt nicht nach der großen Koalition von Glaube und Selbstbewusstsein.

Hier liegt der Hase im Pfeffer: Bildung gibt es nur in Freiheit; und obwohl Paulus der Anwalt der Freiheit ist, tut sich speziell die Kirche bis heute schwer, individuelle Freiheit theologisch zu denken. Sie müsste und könnte mit gutem Beispiel vorangehen. Glaube ist nicht nur Ritus, sondern Überzeugung und Praxis; er ist nicht nur Vertrauen, sondern auch Erkenntnis und Bekenntnis. Deshalb braucht es ein Lehramt, das wahre von falscher Doktrin unterscheidet – aber nicht um die Freiheit des Glaubens zu regulieren, sondern zu verteidigen. Wer was entscheidet und nach welchen Kriterien, steht im Streit.

[Musikalisches Intermezzo]

II. Biblischer Narrativ: Gemeinschaft des Lebens, Glaubens, Lernens und Lehrens

TL: Wenden wir uns dem Impuls des Neuen Testaments zu. Wo liegt dort der Ansatz zum Thema Bildung und in welchem Verhältnis steht er zum Alten Testament?

TS.: Das Christentum kann man nur aus dem Judentum heraus verstehen. Das Judentum ist eine Bildungsreligion par excellence. „Studieren“ und „Tun“ – das beides muss gut jüdisch zusammenpassen. Man muss die Schrift lesen, man muss sie auslegen und anwenden können. Man muss die Fest- und Feiertage bestimmen können – und halten. Man muss die Gesetzeskunde im Volk verbreiten, was vor allem die viel geschmähten Pharisäer vorbildlich getan haben.

Jesus ist ein Jude; das Christentum ist eingangs eine jüdische Bewegung. Die Schrift bleibt wichtig, die Liturgie, die Predigt. Auf die Frage, welches das größte Gebot von allen sei, antwortet Jesus – bevor er die Nächstenliebe nennt – mit der Liebe zu Gott und nennt die Organe der Gottesliebe: wie in der Tora sind das Herz, die Seele und die Kraft, aber nach Jesus ist es ausdrücklich auch der Verstand, mit dem Gott geliebt werden soll und kann. Das ist programmatisch. Glaube und Vernunft stehen in einem unauflösbaren Wechselverhältnis, weil das Evangelium nicht nur eine Meinungsäußerung sein will, sondern eine wahre Botschaft über Gott und die Menschen ausrichten will. Paulus schreibt den Korinthern: „In der Kirche will ich lieber 5 Worte mit Verstand sprechen als 10.000 in Zungengestammel.“ Sein Wort in Gottes Ort.

Freilich gibt es für eine Idealisierung keinen Anlass. Lesen und Schreiben sind zwar elementare Kulturtechniken des Glaubens, aber sie sind schwer zu vermitteln in einer Welt des Analphabetismus. Mann und Frau sind zwar vor Gott gleich; aber Mädchen werden notorisch benachteiligt. Man muss also immer mit dem Neuen Testament über das Neue Testament hinausgehen, um die Bildungschancen zu sehen und zu nutzen, die sich jeweils gegenwärtig ergeben.

Man braucht allerdings auch sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Die Bibel hat einen weiten Blick – nicht nur auf religiöse Bildung, sondern auch auf weltliche Bildung. Sie hat dafür das schöne Wort Weisheit – personifiziert durch eine Frau, die von Gott selbst geliebt wird: Sie erläutert, was die Welt im Innersten zusammenhält, was wichtig und unwichtig ist, wie ein – vielleicht nicht in jeder Hinsicht glückliches, aber – geglücktes Leben aussehen kann. Das ist nicht mit naturwissenschaftlicher, medizinischer Bildung von heute zu vergleichen. Aber es ist ein Ansatz – in einer Theologie der Schöpfung, die der Humanisierung dient, weil sie alles von Menschen Gemachte zwar wertschätzt, aber relativiert, weil es nicht ewig ist.

TL: Das Neue Testament ist nicht nur eine Sammlung fiktionaler Texte, sondern auch Urkunde von den Anfängen der Kirche. Welche Signatur tragen die biblischen Zeugnisse vom Leben, Glauben, Lernen und Lehren in Gemeinschaft?

TS: Das Neue Testament ist in erster Linie ein Dokument der lebendigen Erinnerung an Jesus und an den Aufbruch der frühen Kirche. Es ist ein literarisches Dokument – in der Sprache der einfachen Menschen jener Zeit, die man erreichen wollte (und erreicht hat, wie die unglaublich hohe, alle Dimensionen sprengende Zahl der neutestamentlichen Handschriften zeigt). Es ist ein theologisches Dokument, weil es die frühesten Reflexionen des Glaubens bewahrt, im Spannungsfeld von Freiheit und Wahrheit. Es ist auch ein historisches Dokument, weil es das Leben der frühesten Gemeinden widerspiegelt.

Der sozialgeschichtliche Ansatz, der dadurch möglich geworden ist, ist erhellend: Das Christentum ist keine sozial oder kulturell homogene, sondern eine sozial und kulturell heterogene Größe. Ein Gott für alle, lautet die Devise, für Arme und Reiche, Jude und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen, Junge und Alte.

Darin steckt ein dialektisches Bildungspotential. Auf der einen Seite: Jesus macht den Glauben weder vom Intelligenzquotienten noch vom Schulabschluss abhängig, sondern von der Bereitschaft, auf Gottes Wort zu hören und sich mit anderen auf den Weg zu machen. Ihm selbst ist wie den Aposteln Unbildung vorgeworfen worden. Aber sie haben den Spieß umgedreht: Nur wer nicht im Bisherigen befangen ist, sondern neu zu denken vermag, kann erkennen, welche Gottesrevolution Jesus ins Werk setzt.

Auf der anderen Seite: So unterschiedlich die Vorkenntnisse und Kompetenzen, die Stärken und Schwächen der Gemeindemitglieder sind – eine Expertokratie wäre pervers. Alle Gläubigen haben ihre je eigenen Begabungen, die sie einbringen können und sollen. Bildung heißt gerade, diese Vielfalt zu erkennen und zu fördern, so dass Kooperationen entstehen können. Das ist jedenfalls der Anspruch – mit der Umsetzung hapert es meist, aber wenigstens hat man einen kritischen Maßstab und braucht sich nicht mit Mittelmaß zu begnügen. Das Urchristentum ist nicht die Religion einer Bildungselite, sondern eine Religion der Armen, in der sich aber Intellektuelle wie Paulus von vornherein als Anwälte einer Bildung für alle eingesetzt haben.

TL: Heute sind wir beim Blick auf Lerngemeinschaften durch unsere Erfahrungen in der Schule stark geprägt. Dabei ist das Verhältnis Schüler – Lehrer neben individuellen Aspekten sehr stark durch den institutionellen Rahmen vorgezeichnet. Welche „Schulen“ gibt es im Neuen Testament und was unterscheidet sie?

TS: Ja, es gibt Traditionsbildungen – und Paulus hat Schule gemacht.

Aber für die Bildungsgeschichte ist eine kleine Szene weitaus am Bedeutendsten, die gerne ins Reich der Legende verbannt wird, aber neu entdeckt zu werden verdient. Ich meine die Szene vom zwölfjährigen Jesus im Tempel.

Sie hat eine dreifache Stoßrichtung für die Bildungsdebatte aller Zeiten. Erstens: Die Pilgerreise nach Jerusalem ist ein schöner Ritus – aber wie die Turbulenzen auf der Rückreise zeigen, ist für Jesus der Tempel weniger als Opferstätte denn als Lehrhaus interessant. Das war er auch tatsächlich, mit den besten Experten seiner Zeit.

Zweitens: Der Schüler Jesus wird zum Lehrer, die Lehrer Jesu werden zu Schülern. Der junge Jesus fragt und diskutiert so intelligent, dass die Gelehrten ins Staunen geraten – nicht ihr schlechtester Zug: eine didaktische Sternstunde.

Drittens: Die Eltern müssen lernen, dass ihr Kind erwachsen wird. 12 Jahre – damit steht man in der Antike, wie in vielen Erdteilen heute, an der Schwelle zum Erwachsenwerden. Deshalb wird an diesem Alter Bar Mizwah gefeiert. Jesus ist den Schritt gegangen – die Eltern müssen hinter seiner Entwicklung herkommen, und Maria geht mit gutem Beispiel voran.

[Musikalisches Intermezzo]

III. Pädagogischer Narrativ: Der Impuls des NT für eine menschenwürdige Bildung

TL: Im letzten Schritt unseres Gespräches möchte ich gern noch einmal ausdrücklich die Perspektive der Erwachsenenbildung einnehmen. Mir scheint der biblische Impuls sehr relevant, weil ja letztlich doch die geschilderten Bildungsprozesse in der Mehrzahl von einem Geschehen zwischen mündigen Menschen berichten. „Wähle also das Leben“ heißt es in Dtn 30,20. „Lernt von mir“ ruft Jesus Mt 11,29 seinen Schülern zu. Das klingt nicht nach: religiöse Bildung hier und alles andere dort. Wie sieht ein biblisch begründetes Bildungskonzept aus?

TS: Es ist klar, dass Kinder und Jugendliche besonders im Fokus von Bildungsprojekten stehen. Aber Bildung ist keine Kinderei. Sie zielt auf Erwachsenwerden. Das ist nach dem neutestamentlichen Epheserbrief das erklärte Ziel kirchliche Bildungsarbeit: Mündigkeit, Reife, Urteilsvermögen, reflektiertes Engagement, inneres und äußeres, nachhaltiges Wachstum. Das lässt sich auf alle Bildungsfelder übertragen. Es reicht nicht, nur zu sagen: Man lernt nie aus – auch wenn das richtig ist. Aber die Persönlichkeit entwickelt sich weiter: das Gottesbild, das Weltbild, das Ichbild, das Bild der Nächsten. Eines ist klar: Die Bibel macht sich für eine theozentrische Lebensplanung stark. Weil es nicht nur um dieses, sondern auch um jenes Leben geht. Dass diese Theozentrik human ist – den Beweis muss man immer wieder neu führen.

TL: Was erwidern Sie denen, die hinter diesem Konzept immer noch das Hüten von kirchlichen Privilegien als Legitimationsinteresse vermuten?

TS: Meine größte Aufmerksamkeit gilt nicht Kulturkämpfern, die Schlachten von gestern schlagen, sondern Eltern, die für ihr Kind einen Platz in einer Krippe, in einem Kindergarten oder an einer Schule suchen. Sie schätzen ein breites Bildungsangebot, darunter auch das der freien Träger und der Kirchen. Ähnlich steht es im Erwachsenenbildungsbereich. Der Kirche steht weder ein Monopol noch irgendeine Art von Dominanz zu. Sie soll sich der Konkurrenz stellen und ein gutes Angebot machen.

Das ist gut für sie – aber auch für die Gesellschaft. Sie hat auch etwas zu bieten: nämlich Welt- und Selbstbezug so zu vermitteln, dass der Himmel über der Erde nicht eine Käseglocke, sondern ein Tor zur Unendlichkeit ist.

Ich bin entschieden nicht nur, aber auch für religiöse Bildung im öffentlichen Raum. Bildung ohne religiöse Bildung ist Halbbildung. Aber aus theologischen Gründen muss die religiöse Bildung Teil eines breit angelegten, vielfältigen und anspruchsvollen Bildungsangebots sein, das Menschen sich mit ihren je eigenen Fähigkeiten und Interessen zu eigen machen können.

TL: Sie sind Konsultor des Päpstlichen Rates für die Neuevangelisierung. Wie begründen Sie den Beitrag der Bildungsarbeit für eine Reform der missionarischen Pastoral?

TS: Theoretisch ließe sich viel dazu sagen. Ich will ein praktisches Beispiel nennen. Als „Konsultor“ habe ich eine Jugendbibel der katholischen Kirche angeregt, eine Auswahlbibel mit Überleitungen und kurzen Erklärungen, mit vielen Zeugnissen von Schülerinnen und Schülern bis zu Heiligen – und mit einem feurigen Vorwort von Papst Franziskus. Es ist Deutschland zigtausend Mal verkauft und inzwischen weltweit in mehr als 30 Sprachen übersetzt worden. Die Jugendbibel soll junge Leute von heute an das Buch der Bücher heranführen – mit Bildern, auch mit ein paar Comics, aber vor allem mit dem sinnfälligen Eindruck: Das ist die Heilige Schrift. Nimm und lies.

Wer die Bibel liest, kommt auf die wichtigsten Fragen – und muss die richtigen Antworten finden. Am besten nicht allein, sondern mit anderen zusammen.

TL: Zum Schluss vielleicht noch ein ganz praktischer Blick: welche Lehr- und Lernformen lassen sich aus dem biblischen Impuls gewinnen? In der Erwachsenenbildung ist heute viel von Digitalisierung und Blended Learning die Rede, also die Verbindung von Präsenz- und Distanzlernen mit digitalen Mitteln. Ist das NT offen für neue Kulturtechniken? Gibt das NT hier einen (kritischen?) Impuls oder bleibt es angesichts dieser zeitgenössischen Fragestellungen stumm?

TS: Seien wir ehrlich: Lernen hieß in der Antike Auswendiglernen. Auch wenn ich bildungsbeflissen genug bin, nichts gegen mehr Auswendiglernen zu haben, würde ich doch nicht raten, die Bibel als didaktischen Instrumentenkoffer zu verwenden. Nein, neue Zeiten brauchen neue Formen. Damals waren die Medien der urchristlichen Didaktik, z.B. der Brief oder der Codex, modern. Deshalb gibt es keine biblische Begründung für pädagogische Nostalgie, sondern eine neue Anwendungsmöglichkeit für die alte paulinische Maxime: „Prüft alles, das Gute behaltet“.

[Einladung zum Empfang]